



Professor D. Dr. Helmut Thielicke
4. Dezember 1908 – 5. März 1986.
Deutscher evangelischer Theologe.
Als entschiedener Gegner der National-
sozialisten und wichtiger Vertreter der
Bekennenden Kirche 1940 von seiner
Heidelberger Professur zwangsemeri-
tiert. Nach dem Krieg Wortführer des
konservativen Protestantismus. Lehrt
1954–1974 in Hamburg, Prediger in
St. Michaelis. Wichtigste Werke:
Theologische Ethik, Der evangelische
Glaube, Christliche Verantwortung im
Atomzeitalter.

Professor D. Dr. Helmut Thielicke D. d.

Universität Hamburg

«Wohin führt der Fortschritt?»

Meine Damen und Herren! Wer wollte eigentlich nicht fortschrittlich sein? Die Alternative dazu hieße ja rückschrittlich, und wer nähme schon freiwillig die Blamage auf sich, mit einem solchen Verdikt belastet zu werden? Wenn man jemandem sagt: «Sie irren, mein Herr, Sie sind in Illusionen befangen, Sie haben ein Brett vor dem Kopf!», dann ist das ja auch nicht gerade nett; doch wird der so angeredete Jemand das immerhin mit Fassung zu tragen wissen und mit gleicher Münze zurückzahlen. Wenn aber ein Milchbart zu einem Älteren sagt: «Mein Herr, Sie sind hinter dem Mond zurück, Sie sind ein Opfer Ihrer Jahresringe und haben den Geist der Zeit noch nicht begriffen!», dann wird der so Ausgepunktete sich leicht kompromittiert fühlen. Was könnte er auch darauf erwideren? Ein sachliches Argument war ja gar nicht gefragt. Es ging dem also Pöbelnden überhaupt nicht um wahr oder falsch, sondern um – wie er sich das vorstellt – «konservativ» oder «progressiv». Auf dieser Argumentationsebene, oder besser: auf dieser Ebene der Nicht-Argumentation werden dann in dem gleichen Maße, wie man sich den geistigen Strapazen der Auseinandersetzung entzieht, die Schlagworte nur so ins Kraut schießen. Es kann dann, wie Arnold Gehlen einmal sehr nett gesagt hat, zu einem «bergeversetzenden Glauben an die Phrase» kommen. Denn die Etiketten «reaktionär», «fortschrittsfeindlich» oder «faschistoid» lassen sich natürlich ohne jeden intellektuellen Aufwand überall ankleben. Hier trägt man die Plastikfolien der Reizworte vor sich her.

Es lohnt sich deshalb, der geistigen Situation, die als Magna Charta den Fortschrittsglauben erwählt hat, ein wenig auf den Grund zu gehen.

Wir haben uns heute weithin daran gewöhnt, Worte, die uns peinlich oder fragwürdig sind, ins Griechische, Lateinische oder Französische zu übersetzen. Dann rücken sie uns etwas ferner, man hält sie sich sozusagen von der Pelle. Wie viel Schlagertexte wären unerträglich in ihrer Stupidität, wenn man sie aus dem Englischen ins Deutsche übersetzte! Und wie angenehm ist es umgekehrt, wenn man statt Unzucht «Pornographie» oder «Porno» sagen kann. «Unzuchtsbeschreibung» – das hört sich schockierend an, obwohl es doch nur die wörtliche Übersetzung von «Pornographie» ist. Die Verfremdung ins Griechische aber wirkt so herrlich enttabuisierend und hört auf, uns eine verbale Gänsehaut zu applizieren. Und so spricht man denn auch – statt des etwas unheimlich gewordenen Wortes «Fortschritt» – lieber von «Avantgardismus» oder von «progressiver Haltung». Das ist immer fein und strotzt von Jugend und von Zukunftsträchtigkeit. Auch ältere Leute, die nicht gern zum alten Eisen geworfen werden wollen – wer will das denn schon? –, führen in diesem Sinn gerne locker avantgardistische Reden im Mund, um ja den Anschluss nicht zu verlieren – ich nehme meine eigene Branche nicht aus! Doch ein Schillerkragen, aus dem ein welker Hals ragt, wirkt auf junge Leute eher lächerlich. Und Solschenizyn hat sicher mit Recht gegen jene gesprochen, die, statt zu widerstehen, «alles aufflecken, um nur ja nicht als konservativ zu erscheinen».

Der Begriff «konservativ» scheint nun die Gegenposition zu dieser lebendigen, vorwärts drängenden Zukunftserschlossenheit zu umschreiben. Er ist geradezu ein Schimpfwort geworden und lebt im allgemeinen Bewusstsein heute als eine Firmenmarke, die den Konservativen als einen reaktionären, rückwärts gewandten, einen mit der Zementierung des Status quo beschäftigten Stehkragenträger denunziert. Die Assoziation, die sich mit dem Begriff «konservativ» im allgemeinen Bewusstsein zu verbinden pflegt, ist offenbar durch den Begriff einer «Konservenbüchse» charakterisiert, die kein Frischgemüse enthält, steril abgepackt und vitaminlos ist.

So haben die Begriffe «konservativ» und «avantgardistisch» den Rang

einer Alternative gewonnen. Diese Alternative ist fast gleichbedeutend mit gut und böse. Und gut ist natürlich, was dem Fortschritt – Verzeihung: was dem Avantgardistischen verschworen ist.

Es dient nun der Sauberkeit unserer Begriffe, wenn wir uns zunächst einmal einer kleinen Sprachkur unterziehen und erst einmal diese infantile Alternative zerstören. Natürlich hat das Wort «konservativ» überhaupt nichts mit reaktionärer Rückwärtsgewandtheit und mit Zukunftsfeindschaft zu tun. Die Alternative zu «konservativ» ist deshalb nicht «fortschrittlich» – denn fortschrittlich kann der Konservative auch sein! –, sondern die Alternative zu «konservativ» ist der Trend zur Veränderung als Selbstzweck, ist also Neuerungssucht. Doch das ist viel zu primitiv gesagt, als dass ein normaler Soziologe das heutzutage verstünde. Sagen wir deshalb statt Neuerungssucht lieber «Innovationsmanie». Dann versteht er es.

Das Wort «konservativ» ist entstanden als ein polemisches Programmwort gegen die Französische Revolution und ihre abstrakte, ideologische Geschichtskonstruktion. Es konnte schon deshalb kein Synonym für «Erstarrung» sein, weil es gerade das Recht der lebendigen Geschichte gegenüber einem in abstracto konstruierten, künstlichen und als «richtig» proklamierten Staat vertrat.

Der Konservative will allerdings geschichtlich Gewordenes bewahren oder aus seiner Verschüttung hervorholen, jedoch nicht etwa, um dem Trägheitsgesetz zu frönen und den Status quo zu «konservieren», sondern nur deshalb, weil und insofern ein so Gewordenes sich bewährt hat. Die Frage aber, ob es sich bewährt hat, ist ja gar nicht zu beantworten, ohne dass die Kriterien von Vernunft und Gewissen am Zustandekommen dieser Antwort beteiligt sind. Der Konservative muss also schon ein mündiger und engagierter Geist sein, um diesem intellektuellen Anspruch zu genügen.

Deshalb gehört es zu den Kennzeichen des konservativen Menschen, dass er sich am lebendig gelebten Leben orientiert und daher immun bleibt gegenüber vorgefassten, ideologischen oder utopisch konstruierten Menschenbildern. Wer stattdessen von vornherein annimmt, dass alle bisherigen Strukturen nur miserabel und verdammenswert seien und dass nur die visionär erschauten zukünftigen gut sein werden, der kann einem wegen seiner mit Sicherheit zu erwartenden Enttäuschung nur Leid tun. Der Satz: «Alles, was besteht, ist wert, dass es zugrunde geht», ist bekanntlich von Mephistopheles gesagt worden.

Damit ist das, was über den Begriff «avantgardistisch» zu sagen ist, schon ein wenig präjudiziert. Würde dieses Wort nur meinen, dass wir die Welt besser machen müssen, als sie ist, dass wir die Chancen von Frieden und Gerechtigkeit zu erhöhen haben, dass wir den Hunger bekämpfen, der Bevölkerungsexplosion zu wehren und den Abstand von Reich und Arm durch geeignete gesellschaftliche und ökonomische Strukturen zu verringern hätten – ich sage: Wenn nur das damit gemeint sein sollte, dann wären die Worte «Avantgardismus» und «Fortschrittlichkeit» von so atemberaubender Banalität, dass gewiss niemand von uns sich ihnen versagen möchte. Doch leider begnügt man sich eben nicht mit der Absicht eines Komparativs des «Besser-Machens». Der Avantgardismus lebt vielmehr von utopischen Fernzielen, in denen der Soll-Gehalt der Welt sich visionär verdichtet. Er lebt von der Traumwelt einer herrschaftslosen Endzeit, die nicht nur eine Perfektion des Weltgefüges, sondern eben auch damit eine Perfektion des Menschen selbst bringt; eines Menschen, der alle ihn entfremdenden Strukturen abgestreift hat und der so endlich – endlich! – einmal in seinem An-sich, in seinem originalen Gut-sein hervorzutreten vermag. Es ist der säkularisierte Traum vom himmlischen Jerusalem: säkularisiert deshalb, weil nicht Gott es ist, der die neue und andere Welt heraufführt, sondern weil der Mensch selbst, weil das Genie des Homo faber das besorgt.

Misst man nun die Welt von «heute» an diesem idealen Schaubild, dann fällt sie natürlich mit Pauken und Trompeten durch. So kann man tatsächlich nur die mephistophelische Diagnose stellen, dass sie wert sei, zugrunde zu gehen. Der Mephistopheles des 20. Jahrhunderts fügt dann noch die etwas geiststreichelnde These von der «Dialektik des Negativen» hinzu, die in ihrer

vulgären Interpretation lautet: Hat man erst einmal alles zur Ruine zusammengehauen, wird sich schon irgendein Phönix finden, der sich wieder aus der Asche erhebt. So gläubig sind hier die Bräuche – und so vergänglich sind sie. Denn die avantgardistischen Konzeptionen lösen sich rapide ab. Sie veralten schneller als elektronisch gesteuerte Antiraketensysteme.

Ich suche schon lange einen Doktoranden zu finden, der einmal die Geschichte des Avantgardismus beschreibt. Es hat ihn nämlich immer gegeben, und seine Kurzlebigkeit war jeweils so exorbitant, dass die registrierende Kamera schon für extreme Momentaufnahmen eingerichtet sein müsste, um sie einfangen zu können. Die jeweiligen Traumziele befinden sich sozusagen in einer permanenten Götterdämmerung. Und die Götter von einst bieten, von hinten gesehen, oft einen makabren Anblick.

Wenn jemand deshalb bestimmte Avantgardismen und Fortschrittlichkeit verneint, braucht er damit durchaus nicht zu signalisieren, dass er reaktionär am Vergangenen oder gar am Plusquamperfectum hänge. Seine Ablehnung kann – kann! – im Gegenteil bedeuten, dass er fortschrittlicher ist als der Avantgardismus: dass er nämlich als ein dem Leben zugewandter Realist den kommenden Bankrott durchschaut und schon dem Plusquamfuturum zugeneigt ist, dem also, was nach der großen Pleite kommt.

Im Übrigen scheitert diese Art von Avantgardismus schon daran, dass es in seinem Rahmen niemals zu einem kontinuierlichen Teamwork kommen kann, dass sich seine Vertreter vielmehr in Solisten und in Grüppchen aufspalten müssen, die dann notwendig ineffizient und impotent sind. Man sieht das an den Dauer-Schismen, an den permanenten Zellteilungen und Knollenbildungen, die in diesen Kreisen erkennbar sind. Als Beispiel dafür kann die Geschichte der revolutionären Studentenbewegung dienen.

Warum das so ist, kann man leicht einsehen. Denn da alles in Frage gestellt wird, gibt es keine gemeinsame Wert- und Normbasis mehr, von der aus man operieren könnte. So muss man denn ständig bei Adam und Eva anfangen, um neue Normengerüste zu erstellen.

Zum Exempel stelle ich eine kleine Frage: Warum sucht sich ein Chef als engste Mitarbeiter eigentlich nur solche aus, mit denen ihn gemeinsame Grundüberzeugungen verbinden? Das tut er doch deshalb – es sind ganz pragmatische Gründe! –, weil er diese Grundsätze nicht jeden Tag neu diskutieren und in Frage gestellt sehen möchte, weil er nicht jeden Tag neu dem Zwang der Selbstrechtfertigung unterliegen möchte. Er tut es also deshalb, weil man nur auf diese Weise – nämlich vom Bestand einer gemeinsamen Basis aus – produktiv arbeiten kann. Besteht nämlich schon im Ansatz, in den Grundsätzen, kein Consensus, dann muss man jeden Tag neu von vorne, eben bei Adam und Eva, anfangen. Und so hat man am Abend vielleicht, weil schon die Prinzipien strittig waren, zehn Stunden über die Alternative «freie Marktwirtschaft» oder «staatlicher Dirigismus» diskutiert und keinen einzigen Geschäftsbrief zustande gebracht.

Die totale Blockade aller schöpferischen Impulse liegt so am Tage. Ohne das konservative Salz einer gemeinsamen Wert- und Normbasis ist keine genießbare Suppe zu kochen. Hier «reiten die Toten sehr schnell» (Gottfried August Bürger).

Während sich nun das Wort «avantgardistisch» heute noch im Flor befindet und als schick gilt, ist in der Frühlingsnacht der Fortschrittsgläubigkeit schon einiger Reif auf das deutsche Wort «Fortschritt» gefallen. Umweltforscher, Verkehrsplaner, Städtebauer und Kulturphilosophen beginnen ein Haar in der progressiven Suppe zu finden. Nur Psychologen und Soziologen, die als junge Wissenschaften am wenigsten unter der Neigung zur Selbstkritik zu leiden pflegen, jedenfalls in nicht wenigen ihrer Exemplare, dämmern noch ungebrochen dem Morgenrot ihrer Projekte entgegen. Aber auch für sie wird einmal die Stunde der Wahrheit kommen.

Doch ehe ich nun auf diese Krise des Fortschrittsglaubens zu sprechen komme, muss ich zunächst noch aufzeigen, wie es denn überhaupt zu diesem Glauben kommt. Dabei widerstehe ich tapfer dem ziemlich stark entwickelten professoralen Trieb, in die Geschichte des Fortschrittsglaubens hinabzu-

tauchen. Vom 13. Jahrhundert an könnte man nämlich so etwas aufzeigen. Ich habe das anderenorts auch schon zu tun versucht. Ich stelle vielmehr nur die Frage, was denn eigentlich in unserer Zeit das Vertrauen auf den Fortschritt stimuliert. Dabei wage ich eine ganz einfache Antwort zu geben und versteige mich zu der These, dass es die Eigengesetzlichkeit der technischen Entwicklung sei, die uns diesen Glauben suggeriert.

Die Technik hat ja in unserem Leben so etwas wie eine Allanwesenheit; – denken Sie nur daran, was allein dieser Saal oder die Rolltreppen an Technik enthalten! Mit dieser Allgegenwart der Technik hängt es zusammen, dass sie nicht nur unser äußeres Leben bestimmt, sondern dass sie auch einen inneren, sagen wir einmal: einen weltanschaulichen Einfluss ausübt. Sie suggeriert uns nämlich eine nicht umkehrbare Vorwärtsentwicklung, einen sozusagen in progressive Stimmung versetzenden Optimismus. Das, was ich damit meine, möchte ich gerne an einer Anekdote illustrieren, die ich anderwärts und in anderem Zusammenhange gelegentlich schon erzählt habe. Aber sie stellt für unser Problem ein so präzises Modell zur Verfügung, dass ich auf ihre didaktische Bedeutung ungern verzichten möchte.

Als ich ein angehender Dozent war – es war im Dritten Reich –, mussten wir alle eine Dozenten-Akademie besuchen, die von Rosenberg gesteuert war. Das war in Kiel. Dort waren dann Vertreter aller Fakultäten beieinander. Und wie das bei jungen Leuten ist, die nicht gerade auf den Kopf gefallen sind, ergaben sich außerordentlich lebhafte Dialoge, die immer wieder bei den so genannten «letzten Fragen» endeten: bei der Frage nach dem Sinn des Lebens, nach dem Sinn der Geschichte überhaupt und ähnliche Grundfragen.

Als wir so an diesen Fragen herumbohrten, ohne an ein Ende zu kommen, tat einer von uns eine verblüffende Äußerung: «Kinder, das ist doch merkwürdig», meinte er: «Mit all den Fragen, die wir hier verhackstücken, mit dem Sinn-Problem und der Frage nach dem letzten Grunde, haben sich schon vor einigen tausend Jahren die Vorsokratiker herumgeschlagen. Die Philosophie marschiert also offenbar auf der Stelle und kennt keinen Fortschritt.»

In den Tagen nun, als dieses etwas melancholische Fazit gezogen wurde, lud uns ein Admiral auf sein Kriegsschiff ein, das im Kieler Hafen lag. Die konstruktive Rationalität dieses technischen Gebildes berührte uns tief. Während wir unter nachdenklichen Gesprächen heimwanderten, kam es zu einem kleinen Stehkonvent. Dabei tat einer eine umwerfende Äußerung. Er dachte sicher an die zitierte Bemerkung über die Vorsokratiker, als er in unsere Runde die Frage warf: «Liebe Leute, was ist eigentlich die größere geistige Leistung: Kants 'Kritik der reinen Vernunft' ... oder dieses Kriegsschiff?»

Sie werden verstehen, meine Damen und Herren, dass das wie ein Tiefschlag auf uns wirkte und einen Augenblick die Luft wegnahm. Ist dieses bei- des denn nicht völlig inkommensurabel, kann man das überhaupt in *einem Satz* nennen?

Diese beiden Sätze – auf der einen Seite die Feststellung, dass wir in den letzten Fragen auf der Stelle marschieren, und andererseits der Hinweis auf ein technisches Gebilde, das die Faszination des Fortschritts vermittelt – diese beiden Sätze ließen uns nachdenken. Und in der Tat: Vergleicht man die beiden Paradigmen miteinander, kann es zu einigen enthüllenden Feststellungen kommen:

In den so genannten «letzten Fragen» bleibt die Menschheit tatsächlich eine immer nur fragende, mit jeder Generation *neu* fragende. Die alten Fragen kommen unverändert und in endlosen Neuauflagen aufs Tapet. Das erfahren wir gerade, wenn wir Eltern sind: Wir können ja die in eigenem Ringen gefundenen Antworten, wir können unseren Glauben, unsere Weltanschauung, ja selbst unsere Lebenserfahrung nicht einfach *vererben* oder unseren Kindern übermitteln, um ihnen so eine Basis zu geben, die wir schon *für sie* gefunden haben und auf der sie bloß weiterzubauen brauchen. Sie nehmen uns das so einfach nicht ab, sie wollen gar keine väterlich vorfabrizierte Basis! Sie suchen vielmehr mit dem Fernrohr den Horizont ab und fragen: Wo ist irgendwo ein Fettnäpfchen, in das ich noch nicht getreten bin? Ich muss das alles doch höchstpersönlich ausprobieren und bezahle gerne mit einem Schaden, wenn er mich dafür klug macht. Aber ich will eben *selber* klug wer-

den und nicht bloß der Erbe meiner klugen Väter sein.

Wie aber ist es nun mit der *Technik*? Da fängt jede Generation gerade *nicht* von neuem an, sondern die eine Generation steht auf den Schultern der anderen. Es geht immer weiter. In der Technik, überhaupt in den exakten Naturwissenschaften, gibt es keine Generationenkämpfe. Und da nun die Technik in diesem Maße allanwesend und lebensbestimmend ist, versteht man, dass dieses Gesetz der einbahnstraßenhaften Fortschrittlichkeit als Suggestion in alle anderen Bereiche hineinstrahlt. Die Suggestion der Technik besteht also darin, dass sie uns veranlasst, das Fortschrittsgesetz ihres Ressorts auf den ganzen Bereich menschlicher Existenz zu übertragen. Demgegenüber sagt schon Goethe: «Die Menschheit schreitet immer fort, aber der Mensch bleibt immer derselbe.» Und Justinus Kerner hat vor 150 Jahren, noch lange ehe das technische Zeitalter anbrach, Verse gedichtet, in denen er vom technischen Phänomen der Luftfahrt träumte:

«Fahr zu, o Mensch, treib's auf die Spitze,
Vom Dampfschiff bis zum Schiff der Luft;
Flieg mit dem Aar, flieg mit dem Blitze,
Kommst weiter nicht als bis zur Gruft.»

Schon dass die Erinnerung an diese Endlichkeit des Menschen in derart beschwörender Form ausgesagt werden muss, zeigt, dass die Technik offensichtlich die Versuchung auslöst, die Betroffenheit durch den Tod zu überstehen und den Menschen als ein Wesen aufzufassen, das sich selbst überbieten und über sich hinausschreiten kann. So übertragen wir den Fortschritt des technischen Standards irrtümlich auf das Wesen, das ihn bewirkt, nämlich auf den Menschen selbst.

Wenn nun der Fortschrittsgedanke, wie das technische Zeitalter ihn nahe legt, zunehmend mulmige Gefühle des Unbehagens in uns auslöst – darauf komme ich gleich –, dann dürfte dieser Mehltau auf dem progressiven Glück dadurch zustande kommen, dass wir auf den Menschen als das große Hindernis stoßen, auf jenen Menschen nämlich, der sich dem Mechanismus des Fortschritts aus Gründen, die deutlich einen theologischen Bezug enthalten, offensichtlich entzieht.

Wie wenig nämlich der Mensch in die Progression passt, kann einem deutlich werden, wenn man die Utopien und den Wandel der Utopien überdenkt. Spätestens seit Berdjajew und Orwell beginnt sich der Mensch vor dem, was ihm an technischer Realisierbarkeit überantwortet ist, zu fürchten. Die Welt einer totalen technischen, physikalischen und biologischen Manipulation, eine Welt also, in der alles möglich ist, wirkt angsterregend und düngt ihn eine unmenschliche Welt zu sein. Der Mensch selbst nämlich ist sich – wie ich meine, aus theologischen Gründen – unheimlich. Darum wächst auch die Angst vor sich selbst in dem Maße, wie die Technik es ihm ermöglicht, alle in ihm schlummernden heimlichen und unheimlichen Möglichkeiten zu entfalten, sie gleichsam mit dem Storchschnabel zu vergrößern. Der Mensch, der nur mit Pfeil und Bogen ausgerüstet ist, kann das Abgrundige und Destruktive seines Wesens ungleich weniger und mit sehr viel geringerer Effektivität sich auswirken lassen als der Mensch, dem etwa die Atomkraft in die Hand gegeben ist. So sind aus utopischen Wunschbildern auf einmal Schockutopien geworden. Selbst die Illustrierten bemächtigen sich ihrer schon, weil deren Manager wissen, dass Gruseln die Auflage hebt und dass es so etwas wie die «Lust am Untergang» gibt, wie der unvergessliche Friedrich Sieburg es formuliert hat.

Aber noch in anderer Hinsicht haben die Utopien, jene Lieblingsgötzen des Fortschrittsglaubens, sich unter der Hand verändert und so etwas wie eine «Mutation» erlitten. Ursprünglich nämlich waren die Utopien Idealvorstellungen hinsichtlich des geschichtlichen Endzieles, an dem man etwa eine klassenlose Gesellschaft erwartete oder eine Welt ohne Hunger und ohne Ungerechtigkeit. Daran schloss sich dann die Überlegung, wie diese Endbilder der Regierung zu realisieren seien; entweder durch Klassenkämpfe – also dadurch, dass man die Auseinandersetzungen noch intensivierte – oder aber umgekehrt durch sofortige Ruhestellung der Konflikte und also durch einen konsequenten Pazifismus, der die Friedensvision des Geschichtsendes schon

jetzt vorwegnahm.

Heute dagegen erleiden die Utopien einen Gestaltwandel: Man fragt nicht mehr zuerst nach dem utopischen Ziel und danach erst nach den Mitteln ihrer Realisierung, sondern jetzt ist es genau andersherum: Zuerst sind die technischen Mittel im physikalischen und biologischen Bereich gegeben. Über die verfügt man. Und gerade das ist angsterregend. Denn es meldet sich die Frage: Ist der Mensch dem gewachsen, worüber er so verfügt? Und Konrad Lorenz hat sicher zu Recht darauf hingewiesen, dass das Wachstum des Menschen, des inneren Menschen, offenbar nicht synchronisiert sei mit jener unheimlichen Geschwindigkeit, in der sich die zivilisatorische Welt verändert.

Zuerst sind also die technischen Mittel da. Das sieht man etwa an drei Beispielen:

Da ist erstens die Atomkraft, über die wir verfügen. Aber sie führt uns nicht zu einem visionären Schaubild eines Endes der Geschichte, an dem sie uns nur segensvolle Erfüllungen brächte, sondern wir überlegen uns, wie wir mit ihr fertig werden. Und das, wozu wir es bringen, ist im Augenblick und in der übersehbaren Zukunft nur das Gleichgewicht des Schreckens.

Da sind zweitens die biologischen Mittel der Lebenserhaltung und der Lebensverlängerung. Aber wir sehen, dass auch das kein ideales Schaubild ergibt. Wir stehen vielmehr (als einer Begleiterscheinung dessen) vor dem Faktum der «Bevölkerungsexplosion» und müssen vor allem damit fertig werden.

Da ist drittens das medizinische Mittel der Konzeptionsverhütung in Gestalt der Pille. Mit ihnen sind völlig neue Verständnisformen des Sexus verbunden. Da ergibt sich wiederum die Frage (die fast so etwas wie einen Katastrophenalarm auslöst): Wie kann man die völlige Abstumpfung, wie kann man die Degeneration des Sexus zu einem bloßen Hormon-Ereignis verhindern und ihm noch eine menschliche Qualität bewahren?

Die Utopien sind also heutzutage dadurch kompromittiert, dass wir gar nicht mehr zu visionären Endbildern kommen, sondern dass wir förmlich von der Bemühung aufgefressen sind, die Folgen dessen zu verhindern, was wir können und was zu tun wir gezwungen sind. Wir träumen nicht mehr von den Erfüllungsstadien eines permanenten Wachstumsprozesses, sondern – wie es ja von Herrn Stödter schon gesagt wurde – unser Blick saugt sich fest an den Grenzen und an der Krise des Wachstums.

Damit stoßen wir auf eine Erscheinung, die sich längst unter uns herumgesprochen hat, sodass ich nicht die Chance habe, Ihnen damit eine Neuigkeit zu verraten. Ich meine nämlich den ambivalenten Charakter des Fortschritts. Nur um unserer Phantasie mit einigen illustrierenden Bildern auf die Sprünge zu helfen, füge ich den drei genannten Exemplen noch einige Modellfälle hinzu, weil sie dem Fundus unserer unmittelbaren Erfahrung entnommen sind.

Einmal: Das Automobil, jenes Lieblingskind der Zivilisation, Statussymbol und Aushängeschild weiträumiger Kommunikation, bewirkt zugleich die Verpestung der Atmosphäre und verstopft die Straßen, die für jene Kommunikation gebaut wurden. So scheint sich der Fortschritt auf paradoxe Weise selbst aufzufressen. Oder anders ausgedrückt: Die technischen Mittel proben den Aufstand gegen die Zwecke, deren Instrument sie sein sollten.

Und weiter: Das moderne Verkehrsproblem stellt überhaupt eine geeignete Planskizze zur Verfügung, an der wir fast alle unsere Probleme ablesen können. Bitte: Wenn wir durch Auto und Düsenklipper die Entfernungen schneller überwinden, scheinen wir Zeit zu sparen. Doch wissen wir alle, dass das eine fromme oder auch unfromme Täuschung ist. Denn die gewonnene Zeit legt uns als Ausgleich für die Ersparnis zusätzliche und neue Verpflichtungen auf. Kurz vor seinem Tode hat unser Freund Werner Traber mir das einmal klargemacht, als er sagte: Wenn früher ein Geschäftsfreund in London verstarb, dann wurde unsere Teilnahme an der Beerdigung nicht erwartet, schon weil die Todesanzeige zu lange brauchte, um in unseren Briefkasten zu gelangen, und unser Transport nach der Insel zu lange währte, als dass wir

noch pünktlich hätten sein können. Heute werden Hin- und Rückflug in den Terminkalender eingeklemmt.

Und noch ein drittes Beispiel. Wir reden so gerne – in jenen stupiden und undifferenzierten Abkürzungen, die ja zum Modejargon geworden sind – davon, dass wir in einer «Konsumgesellschaft» lebten. Darin steckt natürlich, wie bei allen Schlagworten, eine Teilwahrheit. Es stimmt ja sicher, dass uns die technische Zivilisation mit einem übergroßen Sortiment an Konsumgütern für Essen, Trinken, Wohnen, Reisen und Freizeit versorgt. Selbst den so genannten «kleinen Mann» beglücken sie ja mit einem Komfort, von dem mittelalterliche Burgherren nicht einmal zu träumen wagten, wenn sie – von Rheuma und Zipperlein und auch von Zahnschmerzen geplagt – aus ihrem ungeheizten Erker ins Land blickten und sich nur kümmерlich mit dem Gedanken trösten mochten: «Dies alles ist dir untertänig!»

Aber auch der Konsum, meine Damen und Herren, hat ja seine Grenze: «Das Konsum-Maximum ist erreicht, wenn die Menschheit mehr Zeit braucht, um die Konsumgüter zu verzehren und zu genießen, ... als sie zwischen Arbeit und Schlaf zur Verfügung hat», so hat ein kluger Mann gesagt. Man könnte hinzufügen, das Konsum-Maximum sei auch dann erreicht, wenn der gepeinigte Manager-Organismus einfach nicht mehr verträgt. Früher diente es in einem First-class-Hotel sicher dem Sozialprestige eines Gastes, wenn er ein Diner von sechs Gängen bestellte. Begnügt er sich heute mit einem erbärmlichen Tomatensaft, wird der Ober seinem Kollegen respektvoll zuflüstern, dass der Mann sicher über 300 Angestellte verfüge.

Meine Damen und Herren! Es war keine Abschweifung in Onkel-Bräsig-Manier, wenn ich das erzählte, sondern das alles belegt nur die Ambivalenz des Fortschritts, der uns mit der einen Hand nimmt, was er mit der anderen gibt. Der Fortschritt scheint wirklich seine Kinder zu fressen. Präziser formuliert lässt sich die Ambivalenz des Fortschritts also so beschreiben (und dabei ertappt man sich bei lauter Paradoxien, die zu formulieren sind):

Der Computer ist das Instrument, das die Probleme löst, die es selber hat entstehen lassen.

Das Flugzeug wirft das Zeitproblem auf, zu dessen Beseitigung es geschaffen wurde.

Das Auto bildet selbst das Verkehrsproblem, zu dessen Lösung man es konstruierte.

Der Sinn dieser Feststellungen kann nun natürlich nicht sein, das Haus unseres Lebens mit düsteren Gemälden eines allgemeinen Kulturpessimismus auszustaffieren. Sondern diese Feststellung kann nur einen doppelten Hinweis enthalten:

Erstens zeigt sie uns die Hohlheit einer naiven Fortschrittsgläubigkeit und warnt davor, in einem unreflektierten Sinne avantgardistischen Träumen zu frönen.

Zweitens stellt uns diese Feststellung vor die Frage – auf die es allerdings entscheidend ankommt –, worin dieses merkwürdige Strukturgesetz der Zwielichtigkeit und der Ambivalenz begründet sei.

Dabei muss ich Sie auf eine sehr merkwürdige Erscheinung aufmerksam machen:

Obwohl doch die utopischen Wunsch- und Zielbilder von einst in unserem Bewusstsein zunehmend kompromittiert sind und mehr und mehr die Ursachen der Frustration, der Beklommenheit, der Skepsis, ja des Schocks nach sich ziehen – ich wies ja einige Symptome dieser Art auf –, obwohl das so ist, zeigt sich gleichwohl eine sehr merkwürdige Flucht in die Zukunft, eine fast unverständliche Erwartung, dass eben doch Erfüllungen in ihr enthalten seien, die uns der heutigen Misere entreißen könnten. Man denke etwa, um sich das klarzumachen, an den Boom, den heutzutage die so genannte und, wie ich glaube, von Herrn Stödter sehr geliebte (ich weiß nicht, ob ich mich getäuscht habe!) Futurologie erlebt. Ich brauche nur an die futurologisch orientierten Friedensforschungsinstitute zu erinnern, die wie Pilze aus dem Boden schießen. Sie leben von der Erwartung, dass bei der Erforschung von Konfliktkonstellationen wirklich etwas Neues herauskommen könne und

dass die Erkenntnis der Konfliktursachen es dann ermögliche, sie unter Kontrolle zu bringen.

Die Zukunftsskepsis scheint in sehr paradoxer Art eine fast überschwellige Zukunftshoffnung nach sich zu ziehen, für die Ernst Bloch etwa der philosophische Repräsentant ist. In meiner Branche äußert sie sich in etwas schwärmerischen «Theologien der Hoffnung». Wer sich als Futurologe heute vorstellt oder als «Theologe der Hoffnung» gilt damit schon a limine als up to date und als feiner Mann.

Der leise ironische Unterton, in dem ich das sage, meine Damen und Herren, soll übrigens nichts gegen die legitime Futurologie sagen – obwohl ich das Wort selbst für absurd halte. (Ich gestehe, mir in dieser Hinsicht eine kleine Dosis von ganz unchristlicher Schadenfreude zu gönnen, wenn ich sehe, wie viel futurologisch definierte Trends des Wirtschafts- und Währungswesens allein durch den unvorhergesehenen Zwischenfall der Energiekrise über Nacht zu Makulatur geworden sind. Und eben hatten wir noch verehrungsvoll aufgeblickt zu einem verbal inspirierten Text. Und wie war es mit der Mengenlehre und der Ganzheitsmethode als dem dernier cri der Pädagogik von gestern?)

Nichts gegen eine Futurologie, wie sie in langfristigen Prognosen und Projekten etwa auf dem Gebiet der Verkehrs- und Bildungsplanung sowie im Städtebau und in anderen statistisch erfassten Teilbereichen wirksam wird. Die Alternative zu diesen Planungsaufgaben wäre ja nur ein dilettantisches Improvisieren, eine unsystematische Flickarbeit und ein Wursteln an den Symptomen statt einer systematischen Operation an der Basis. Das kann niemand von uns wollen. Und schon deshalb ist das Gegenteil davon, nämlich die futuristische Planung, das futuristische Calcul, legitim.

Wogegen ich mich wende, ist also nicht diese rationale und partielle Zukunftserwartung, sondern nur die ideologisierende Zukunftsverklärung, die Flucht in das Futurum. Ich erwähnte schon einige Formen dieser Flucht und erinnere hier vor allem an die Prognose marxistisch orientierter Soziologen – wie etwa Marcuse und Havemann –. Diese Prognose sagt nichts anderes, als dass repressionsfreie gesellschaftliche Strukturen auch einen neuen Menschen produzieren würden, einen Menschen, der ohne Aggressionstrieb als glückliche Lemure lebt und den eine Welt ohne Kriminalität umgibt. Selbst das Tierreich werde dann paradiesische Züge gewinnen, meint Marcuse. Der große Fisch braucht dann den kleineren nicht mehr zu fressen, weil er genug Nahrung hat und sich etwa – das darf ich boshaft hinzufügen – aufs Vegetarische umstellen kann.

Wenn sich für einen nüchternen Geist derartige Zukunftsphantastereien von selbst erledigen, dann beginnen sich andere Formen der Erwartung auch in Köpfen einzunisten, die weniger unter dem Fehlen an rationaler Selbstkontrolle leiden. Ich denke etwa an das faszinierende Schlagwort vom einheitlichen Weltstaat, in dem die militärischen Konflikte aufhören und zu Auseinandersetzungen gemildert würden, wie sie dann einer «Weltinnenpolitik» entsprächen. Ich halte diesen heute als avantgardistisch geltenden Traum in erster Linie nicht deshalb für «Schaum», weil ich ihn für unrealistisch und unrealisierbar erachte – darüber könnte man ja immerhin diskutieren –, sondern aus einem ganz anderen Grunde lehne ich ihn ab: Hier wird nämlich übersehen, wer der Mensch ist und dass er – im Sinne Goethes – «immer derselbe» bleibt, dass er eben eine höchst fragwürdige Erscheinung ist und dass er – wie ich als Theologe sagen möchte – den Sündenfall im Rücken hat. Das Wissen um die Sündenfallgeschichte ist das stärkste Antitoxin gegen blinden Utopismus.

Das alles haben die mittelalterlichen Antichrist-Spiele und das hat auch Solowjew in seiner «Erzählung vom Antichrist» in der Tat besser gewusst. Hier wird nämlich der Traum von einer großen, friedensverheißenden Weltgemeinschaft entfaltet, aber so, dass man – eigentlich ein Widerspruch in sich selbst – «konsequent» träumt. Und hier zeigt sich dann, dass – um mit Lord Acton zu sprechen – totale Macht auch total korrumptiert, dass nämlich der gefallene Mensch außerstande ist, den Besitz unkontrollierter Macht über die ganze Erde zu ertragen, dass dann seine prometheische, seine kainitische

Natur virulent wird.

Daher röhrt es, dass der Weltkaiser in jenen Antichrist-Visionen nicht das Antlitz des Erlösers, sondern dass er dämonische Züge trägt. Es gibt eben keine institutionellen Sicherungen gegen den Teufel und gegen den Bund mit ihm, auf den sich der Mensch eingelassen hat. Sie wissen, worauf ich anspleiße. Das im Menschen vorhandene Potenzial des Bösen wird in allen strukturellen Formen der Weltorganisation einen Weg finden, um sich in kinetische Energie umzusetzen. Es ist jene letzte Wirklichkeitsblindheit, die die Bibel als «Torheit» bezeichnet, wenn man das nicht wahrhaben will und sich der Illusion hingibt, das Böse überspielen, es sozusagen strukturell überlisten zu können.

Nun liegt es mir natürlich völlig fern, meine Damen und Herren, damit sagen zu wollen: Also lasse man die Dinge eben laufen; an diesem alten Adam sei Hopfen und Malz verloren. Natürlich muss man – ganz im Gegensatz zu dieser defaitistischen Konsequenz – bemüht sein, das geringste Übel herauszufinden und rebus sic stantibus die optimale Möglichkeit zu gewinnen, um mit der Natur des Menschen fertig zu werden. So glaube ich etwa, dass die Demokratie mit ihrer Gewaltenteilung und ihrer Machtkontrolle eine solche Möglichkeit ist.

Wogegen ich mich wende, ist nur der irreführende und unrealistische Traum, als gebe es eine zukünftige Weltgestalt, in der eine paradiesische Harmonie wenigstens annäherungsweise erreicht werden könnte. Deshalb halte ich auch die so progressiv klingende These von der «Weltinnenpolitik» für eine Illusion.

Manchmal habe ich das Gefühl, als ob diese Flucht in die Zukunft eine Ausfallserscheinung für die verlorene Transzendenz sei:

Wo die Gegenwart – um mit Ranke zu sprechen – nicht mehr in ihrer «Unmittelbarkeit zu Gott» gesehen ist, wird sie geheimnisvoll entleert. Diese Entleerung der Zeit kann entweder zu der mephistophelischen These führen, dass sie wert sei, zugrunde zu gehen. Sie kann also zur Kapitulation und dann zu dem Rufe führen: «Nach uns die Sintflut!» Oder aber diese Entleerung führt dazu, dass man sich an zukünftige Erfüllungen klammert und den Utopien verfällt: Heute ist ja alles so entsetzlich festgelegt. Wir stehen unter lauter Sach- und Zugzwängen. Die technokratische Gesellschaft sperrt uns ein in ein determiniertes Rollenspiel. Der Weg nach oben ist versperrt. Der Himmel ist evakuiert; wir sind gefangen in der in sich ruhenden Endlichkeit. Wir sind – nach Sartre – in jener Hölle, wo wir «unter uns» sind. Offen ist nur das Zukünftige. Da ist noch feuerflüssige Lava, die geformt werden kann. Da ist noch nichts festgelegt. Da ist der Stoff für offene Möglichkeiten und – für Träume. Die ideologisch verklärte Zukunft – so scheint mir – ist das Surrogat des säkularisierten Menschen für eine verlorene Ewigkeit.

Damit stehe ich gegen Schluss vor dem Versuch, die Fülle der Erscheinungen, die wir Revue passieren ließen, nun abschließend zu werten. Und Sie werden es gewiss verstehen und mir zubilligen, dass ich das nicht tun kann, ohne meinen theologischen Beruf ins Spiel zu bringen.

Wir sprachen von der Fragwürdigkeit, von der Ambivalenz des Fortschritts, von der Nichtigkeit ideologisierter Zukunftserwartungen. Albert Einstein hat einmal gesagt: «Wir leben in einer Zeit vollkommener Mittel und verworrender Ziele.» Das heißt: Mit unseren technischen Mitteln planieren wir die Wege durch die Welt immer besser. Wir machen uns das Leben leichter. Wir bauen körperliche Strapazen ab. Unsere Wohlfahrtsstaaten verringern die soziale Misere. O ja, wir bauen schöne glatte Asphalt- und Lebensstraßen. Nur wissen wir leider nicht, wohin sie führen. Und eines Tages stellen wir uns die Camus-Frage: Was soll das alles, welchen Sinn hat es, wo ist denn etwas, wofür zu leben es sich lohnt? Nicht nur, wofür zu funktionieren es sich lohnt, sondern wofür zu leben (über alle beruflichen Funktionen hinaus!) es sich lohnt.

Werner Heisenberg weist in dieselbe Richtung, wenn er einmal sagt: Mit der scheinbar unbegrenzten Ausbreitung ihrer materiellen Macht komme die

Menschheit in die Lage eines Kapitäns, dessen Schiff so stark aus Stahl und Eisen gebaut ist, dass die Magnetnadel seines Kompasses nur noch auf die Eisenmasse des Schiffes selbst zeigt, nicht mehr nach Norden. Mit einem solchen Schiff könne man kein Ziel mehr erreichen; es werde nur noch im Kreise fahren und daneben dem Wind und der Strömung ausgeliefert sein. «Vollkommene Mittel und verworrene Ziele» hatte Einstein gesagt.

Wenn ich dieses Wort der großen Physiker ernst nehme, dann ist seine entscheidende Pointe doch wohl die, dass sie die Not unserer mit technischen Mitteln überreich bestückten Zeit nicht in der Technik selbst, nicht in der Industrialisierung, überhaupt nicht in der Zivilisation sehen, sondern dass sie diese Not im Wesen dessen begründet sehen, der diese Welt hervorbringt. Der Mensch selbst ist offenbar das große Fragezeichen in der so genannten modernen Welt. Und in der Tat: Ist das, was wir als die Ambivalenz des Fortschrittes bezeichnen, nicht nur eine Spiegelung jener Zweideutigkeit des Menschen selbst? Der so genannte Fortschritt ist doch gar nichts anderes als die immer weiter gehende Selbstverwirklichung des Menschen. Hat er Gott verloren und ist er mit der schwarzen Wand des Nichts konfrontiert, dann zeigt sich dieser sein Zustand bei der technischen Zivilisation nur in gigantischem Maßstab, gleichsam auf eine riesige Leinwand projiziert: als Verlorenheit in der Masse etwa, als Hilflosigkeit inmitten gesellschaftlicher Zwänge, als Seelenlosigkeit in seinem Ausgeliefertsein an anonyme Apparaturen. Ich könnte noch lange mit der Beschreibung dieses Projektionsbildes fortfahren.

Es ist gewiss sehr imposant, was er zustande bringt, wenn er die Welt so umflügt und ihr seine Spuren eingräbt, bis sie zum «sekundären System» und zum Abbild seiner selbst geworden ist, bis er schließlich – ich darf wieder Heisenberg zitieren – nur noch sich selbst gegenübersteht. Manchmal möchte man angesichts dieser imposanten Schöpferkraft an das Sophokles-Wort denken: «Vieles Gewaltige lebt, nichts ist gewaltiger als der Mensch.» Wobei das Wort «Gewaltige» die schlechte Übersetzung des griechischen «deinón» ist, in dem auch das Moment des Unheimlichen mitschwingt.

Aber es ist nun sehr merkwürdig: Je dichter wir an den großen Wandteppich menschlicher Kultur und Zivilisation herantreten, desto deutlicher tritt der rote Faden hervor, der sich wie eine zuckende, blutige Arterie durch die Fülle der Erscheinungen und Gestalten windet: Die mütterliche Erde, auf der Städte und Dome, Fabriken und Kraftwerke entstehen, hat das Blut Abels getrunken, und dieses Blut des Ermordeten und Misshandelten taucht in Spuren und Rinnalen überall, auch im Größten, auf. Kain, der große Bruder und Stammvater des Menschengeschlechts – ich kann gar nicht anders, als diese biblischen Modelle zu beschwören –, dieser Kain meldet sich in geheimnisvoller Präsenz. In jeder Symphonie ist die Tonfigur des Todes und der Qualen irgendwo spürbar. An jeder dorischen Säule haftet irgendwo dieses Zeichen. Gehören nicht zur Größe und zur apollinischen Helle der griechischen Kunst eben auch die Sklaven, die Entrechteten, das Elend der Fellachen und der Kulis? Ist nicht das Größte, was Menschen erschufen, auf eine Erde gegründet, die das Blut und den Schweiß eben jener Entrechteten getrunken hat? Muss man erst durch den Marxismus über diese Perspektive orientiert werden, oder sollten wir das nicht selbst – und dann vielleicht sehr viel tiefer – jener archaischen Kainsgeschichte entnehmen? Stimmt es denn wirklich, was Treitschke einmal zu sagen gewagt hat: Eine Statue des Phidias wiege alles Elend der Millionen antiker Sklaven auf? Wer hat Recht, Treitschke oder diese archaische Geschichte von Kain und Abel?

Weil so der Mensch das eigentliche Problem der Welt und das Fragezeichen in allem Fortschritt ist, darum kommt alles darauf an, dass er sich ändert, wenn er die Welt verändern will, und dass er erkennt, welch erlösungsbedürftiges Wesen er ist und warum er ohne die ihn haltende und rettende Gnade verraten und verkauft ist. Es ist jedenfalls eine gefährliche Illusion, zu meinen, er könne sich selbst erlösen, wenn er diese Welt mit neuen und besseren Strukturen versieht. Nicht als ob er sich dieser Besserung entschlagen sollte! Es wäre albern, in dieses erbärmliche laisser-faire auszuweichen. Ich wende mich nur gegen die falschen Hoffnungen, die an diese Strukturverbesserung

geknüpft werden, vor allem gegen die Hoffnung, der Mensch könne so seine eigene Fragwürdigkeit loswerden. Diese Lösung, diese «Erlösung» erwartet ihn ganz woanders.

Darum bin ich froh, dass ich meinen theologischen Beruf habe. Sie empfinden es gewiss nicht als aufdringlich, wenn ich das sage. Denn dieser Beruf verweist mich ja darauf, an dieser menschlichen Basis zu arbeiten, die in der Bibel das Herz genannt wird. In der Verkündigung Jesu ist dieses Herz der Schlüssel zum Verständnis der Welt. Anthropologie wird hier zur Kosmologie. Alle Einzel- und Gruppenegoismen, der *sacro egoismo* der Staaten, die Interessenkonflikte, die Konkurrenzen und Verdrängungen sind nach dieser Schau der Dinge nur das makrokosmische Abbild dessen, was in unserem Herzen geistert und rumort. Und dieses Herz ist umgekehrt die mikrokosmische Gestalt der Welt. Auf welchen Punkt in der Welt deshalb das Thema der Erlösung zielt, kann so kaum eine Frage sein. Wer die Welt meint ändern zu können, ohne die Änderung dieses Herzens zu bedenken, ohne überhaupt dieses Herz zum Thema seiner Weltveränderungspläne zu machen, der zäumt das Pferd vom Schwanze her auf und hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Vielleicht hat niemand das so deutlich, so eindringlich zu sagen gewusst wie Ingeborg Bachmann in ihrer Erzählung «Das dreißigste Jahr», wo es einmal heißt: «Wenn du den Menschen aufgäbst, den alten, und einen neuen annähmest, dann ...»

Was man als Christ zu den Postulaten einer Weltveränderung zu sagen hat, ist nach allem Gesagten – so meine ich – nun dies:

Es besteht kein Zweifel daran, dass wir den Auftrag haben, diese fragwürdige Welt ein wenig gerechter, ein wenig freier, ein wenig satter zu machen. Und wenn ich mich so bescheiden ausdrücke und statt von hochtrabenden Utopien nur von einem kümmerlichen Komparativ spreche – ein «bisschen satter, ein bisschen gerechter» –, dann deute ich damit die Grenzen dessen an, was wir vermögen, und rufe ein wenig zur Demut auf. Vor allem aber warne ich damit vor ideologisch hochstapelnden Hoffnungen. Wer den Himmel auf Erden verspricht, hat diese Welt noch immer zur Hölle gemacht.

Doch wenn es schon um diesen Auftrag zur Weltgestaltung und Weltveränderung geht, wenn dieses «ein wenig besser, ein wenig gerechter» unser Ziel sein sollte, dann kommt natürlich alles auf die Prioritäten an. Und das «Thema eins» ist, wie wir das menschliche Herz bewältigen oder wem wir diese Bewältigung anvertrauen. Wenn die junge Generation von heute von revolutionären Wehen, von vielen Gestalten des Unbehagens und der Heimatlosigkeit geschüttelt ist, wenn sie aus der Wüste der Sinnentleerung vielleicht in die imaginäre Welt der Drogen ausweicht, dann würde man diesen Zustand, meine ich, viel zu flach, viel zu trivial und dann noch ungerecht interpretieren, wenn man darin nur die Aufregung über gewisse autoritäre Unzulässigkeiten oder über Chile oder über die Nonchalance gegenüber dem Elend der Entwicklungsländer wirksam sähe. Ich sehe die Not der heutigen Jugend tiefer, vielleicht tiefer, als sie das selber tut; denn sie ist weithin ja außerstande, das sie Bedrängende auszudrücken oder – wie man heute sagt – zu «artikulieren». Ihre wahre Not besteht, glaube ich, darin, dass sie unter der Inkongruenz leidet zwischen dem, wozu der Mensch bestimmt und entworfen ist, und der Verwirklichung dieses seines Auftrages. Es ist das Leiden der Jugend unter einer großen Veruntreuung. Sie nennt das – im Anschluss an eine gängige Terminologie – «Entfremdung». Christen sprechen hier von Sünde. Und weil in dieser Not die Frage versteckt ist, was der Mensch sei, wie er zu sich finden und seine Identität gewinnen könne, darum glaube ich trotz allem an diese Jugend. Denn ich sehe, dass sie nach einer Spur sucht, die wir Älteren oft genug aus dem Auge verloren haben, weil uns ein anderes Wild und eine andere Beute mehr interessieren.

Die Spur, von der ich hier rede, ist nichts anderes als eine chiffrierte religiöse Frage. Und unsere Aufgabe wäre es, uns selbst und den jungen Menschen zu helfen, diese Chiffren in Klartext zu übersetzen. Die religiöse Frage unter uns wächst nämlich in dem gleichen Maße, wie die Frage nach den kirchlichen Institutionen in eine Krise gerät. Ich sage dies Letztere, wie Sie verstehen werden, mit Trauer, aber nicht ohne Hoffnung, und glaube, dass die

Luft voller Verheißen ist.

Ich danke Ihnen, meine Damen und Herren, dass Sie heute Abend so geduldig waren, diesen reich verästelten Weg durch die Hintergrundzonen unserer Welt mit mir zurückzulegen. Die Leidenschaft des Fragens, die mich dabei trieb, hat es mit sich gebracht, dass ich auch etwas gewagte Gedanken äußern musste. Ich kann nicht erwarten, dass Sie in allem zustimmen, aber ich wäre auf bescheidene Art glücklich, wenn wir nachdenklich diese Stunde der■ Besinnung verließen.